

(Nachdruck verboten.)

81]

## Das tägliche Brot.

Roman von C. Viebig.

Mine sagte kein Wort. Aber es war ein langer, nachdenklicher, stummer und doch beredter Blick, mit dem sie die Schwiegermutter maß. Dann, wie sich ermannend, schritt sie rasch zur Eingangstreppe.

Vom Trottoir herab schritt gerade ein Couplet Elli; man sah von hier unten nur ihre hüpfenden, rot bestrumpften Beine und hörte das Gejohle der Zungen, die vor der Tür lungerten und beim Refrain einstimmten.

„Kommste gleich runter,“ sagte Mine sehr energisch, langte nach oben und zog die Kleine an dem wehenden Röschchen zu sich.

Wenn Mine auch arbeitete von früh bis spät, sie hatte es doch nicht hindern können, daß wieder etwas von der Geschäftseinrichtung, die große Rolle, auswanderte auf Nimmerwiederkehr.

Als sei mit der großen, hölzernen behäbigen Gestalt das letzte Leben des Grünkrans verschwunden, so war es jetzt. Kein Rattern und Quietschen mehr, kein Schwagen der Mägde über gefüllten Wäschekörben.

Selbst die Klingel unter der Stufe war heiser geworden; sie hätte in die Kur genommen werden müssen, aber das kostete Geld, so unterblieb's, und ihre gebrochene Stimme brachte es nur mehr zu einem kaum hörbaren, schmerzlichen Nechzen.

Auch Mine fühlte nach und nach ihre Kräfte erlahmen; sechs Personen zu ernähren, das war zu viel — dabei war die kleine Trude noch nicht einmal mitgerechnet — und Artur konnte sie nicht unterstützen; die Schmerzen im Leibe hatten sich wieder eingestellt und auch der Husten. Das Schneeschippen hatte er bald aufgeben müssen, er konnte es durchaus nicht vertragen; und es gab ja auch längst keinen Schnee mehr.

Ein tauender Vorfrühling war da. Von allen Dächern rieselte es, die Sonne steckte ihre spitze Zunge heraus und leckte die Straße blank. Lag man nachts im Keller wach, so hörte man leises Tröpfeln, die Wände schimmerten im Lampenschein wie silberübergossen, in der Ecke der Küche bildete sich auf dem Estrich ein großer, nasser Fleck. Es roch bei Reschkes schimmlicher und modriger, denn je.

„Iß wech nich, wat det jeben soll,“ jammerte Frau Reschke, als man ihr eines Tages auch das Schlafsofa aus der Wohnstube abholte. Nun mußte Elli doch im Küchentischbett schlafen, in dem Grete gestorben war; die Kammer war ja dem jungen Ehepaar nebst den Kindern eingeräumt.

Mutter Reschke rang die Hände über den Verlust des Schlafsofas; nun konnte sie nicht einmal mehr nachmittags ein bequemes Nickerchen halten, in dem sie all ihre Sorgen vergaß. Wie schön hatte sie oft in der Sofaecke geträumt! Ihre Kinder alle, alle, die sie einmal gehabt, saßen um den Sofa Tisch und tranken dampfenden Kaffee und aßen zuckerbestreuten Streuseltuchen.

Wenn sie jetzt im Sitten auf dem harten Stuhl ein wenig eindruselte, kamen ihr keine liebliche Träume mehr; schon nach fünf Minuten fuhr sie entsezt auf, der Papagei hatte krächzend geschrien: „Hunger! Vorchen Hunger!“

Der abscheuliche Vogel mit seinem Geschrei! Nicht mal statt eines Suppenhubnes war der zu gebrauchen. Wenn man den nur los geworden wäre! Aber kein Mensch wollte was für ihn geben. Sein Gefieder hatte alle Farbe verloren; grau und ruppig war er geworden und zausste sich den ganzen Tag mit dem krummen Schnabel in den Federn. Mit gesträubtem Schopf fuhr er jedem entgegen, der sich ihm näherte, und hatte bössartig nach jedem ausgestreckten Finger.

Die Reschke wütete über den einstigen Liebling. „Dreh ihm 's Zenid um,“ sagte sie zu ihrem Mann, „ik kann det bössartige Beest nich mer riechen!“

Aber da die Schwiegertochter für den Vogel eintrat, wagte Vater Reschke nicht, den Befehl seiner Frau auszuführen. „Was wollt Ihr denn nu,“ sagte Mine, „ihr habt 'n ja so bössartig gemacht!“

Auch Artur war für Vorchen. Als er, eines Tages während Mine auf Arbeit war, seine Mutter, in übelwollender Absicht, mit mörderischen Blicken vor dem Käfig saß, drohte er: „Na warte man, laß man Mine nach Hause kommen, denn kriegste aber Krach! Laß Du ihn man nur ungeschoren!“

So blieb der Vogel am Leben, sah von seiner staubigen Ecke aus mit listigem Neugeln, wie auch der Regulator von der Wand verschwand, und noch so manches andere, und krächzte dazu sein: „Bandel Vorchen Hunger, Hunger!“

Es wurde Frühling. Aber im Kellerfenster lagen keine grünrötlichen Rhabarberstengel mehr zum Verkauf aus, und keine hohen Körbe mit jungen Spinat flankierten mehr die Treppe. Ein bißchen verwelktes Wintergemüse, und Karstoffeln, die schon zu keimen anfangen, war alles, was noch zu finden war; aber verkauft wurde auch das nicht einmal. Wenn die Ware so verlegen war, daß sie keinem mehr angeboten werden konnte, aß die Familie sie selber auf.

Mine hatte sich in ihrem Korb eine Wachsstocktasche genäht — sie wußte, die Leute sehen es nicht gern, wenn die Putzfrau mit dem Korb kommt —, so brachte sie dem Alten und ihrem Artur immer noch ein besonderes Häppchen mit nach Hause. Aber der Alte steckte seinen Teil wiederum Fridchen oder seiner Frau zu; es war ihm jetzt so gleichgültig, was er aß, sehen konnte er doch nicht in der trüben Kellerwohnung, was er auf dem Teller hatte.

Zum Abendbrot schickte man Elli, für zehn Pfennig „Abschnitt“ beim Schlächter holen; aber sie kam immer wieder: „Da war nicht!“ Wenn sie Freitags mit einem Topf nach frischer Wurstbrühe gehen sollte, behauptete sie jedesmal: „Er hat heut keine Wurst gemacht,“ und doch hing der Stuhl mit der weißen Schürze vor des Schlächters Tür. Sie wollte eben nun mal nicht, darum wurde jetzt Fridchen von der Großmutter zum Einholen verwendet.

Wichtig stolzierte die Kleine davon, ein Körbchen am Arm; glückselig kam sie wieder — solch schöne Wurstzippel und noch so viel Schinkenfett! Alle Hunde auf der Straße umsprangen sie schnuppernd, sie mußte ihr Körbchen hoch halten und laufen, laufen, so rasch sie nur konnte. Laut weinend kam sie eines Tages heim, die Hunde hatten sie über den Haufen gerannt und ihr das Eingeholte samt dem fettigen Papier aus dem Körbchen gerissen. Sie war gar nicht zu trösten.

Mine, die gerade nach Hause kam, wurde sehr böse — warum war denn Elli nicht gegangen?! Die tat so wie so den ganzen Tag nichts, wenn sie aus der Schule gekommen war; nicht einmal Trudchen wollte sie erwarten. Wenn der Großvater nicht gerade auf dem Posten war, mußte Fridchen auch dafür sorgen.

„Elli?!“ sagte die Reschke in ganz verwundertem Ton. „Elichen — bei'n Schlächter?! Aber se will doch nicht!“

„Ich jeh nicht nach Wurstzippel,“ murkte Elli und warf die Lippen auf.

„Ne, det sollste ja ooch jar nich, ne, ne,“ beruhigte die Mutter und streifte mit einem zärtlichen Blick ihr blondes Töchterchen.

„Morien gehste,“ sagte Mine kühl; und als Elli eine Grimasse schnitt — schwapp — hatte sie eine Ohrseige weg von der kräftigen Hand, daß sich alle fünf Finger auf ihrer Wade abzeichneten.

Mutter Reschke war empört; mit einem Arm ihre Elli umschlingend, streckte sie den anderen gegen die Schwiegertochter aus. Sie fing an zu räsonieren, daß die Wände dröhnten. Aus dem Hundertsten kam sie ins Tausendste; sie warf Mine Sachen vor, von denen diese selber gar nichts wußte, Geschichten, die vielleicht einmal vor so und so langer Zeit mit anderen Dienstmädchen passiert sein mochten.

Die ganze chronique scandaleuse der Hintertreppen kam so zum Vorschein.

Es half nicht, daß Vater Reschke seine Frau am Ärmel zupfte; da gab's kein Einhalten, alle Schleißen waren aufgezogen, heraus mußte es.

„Na, denn wer'n wer eben ziehn, ich un Artur und de Kinder,“ sagte Mine endlich und sah der keifenden Schwiegermutter resolut ins Gesicht. „Mergern wer' ich der nich, un ärgern will ich mer ooch nich, noch zu allem derzue. Gelle, Artur?!“

Dieser nickte; er gab seiner Frau jetzt immer recht. Deren ruhige Entschlossenheit imponierte ihm. „Zaroll, wir können ja ziehn,“ rief er, „wir brauchen uns nicht noch runterreißen zu lassen. Wir ziehn, natürlich! Für uns alleine verdienen wir immer genug!“

Sofort unterbrach Mutter Reschke ihr Sequassel; sie bekam nun doch einen kleinen Schreck — ziehen —? Um Gottes willen, wenn die zogen, wenn Mine nicht mehr da war, wer gab dann Geld her?! Nur noch ganz leise brummelte sie Unverständliches vor sich hin und wiegte den Kopf.

Vater Reschke hatte seine armen blinzelnenden Augen entsetzt aufgerissen. „Du willst doch weg machen, Mine?! Ach, se lassen uns alle in'n Stich — alle, alle!“ Schnüffelnd senkte er den Kopf, ein paar Tränen sickerten ihm über die schrumpelige Wangen.

Mine beugte sich zu ihm. „Ne, Vater, ich laß der nicht in'n Stich.“

Da haschte der Alte nach ihrer Hand, tätschelte die, lächelte und strich der Schwiegertochter übers Gesicht.

Sie drängten sich alle um Mine, auch Mutter Reschke; die tat, als sei gar nichts vorgefallen, und klopfte sie lichernd auf den Rücken.

Selbst Elli maukte nicht mehr. Mit schmeichlerischer Gebärde hing sie sich an den Arm der Schwägerin. Ihre schlauen Blicke sahen genug; sie wußte jetzt ganz genau, wer allein noch hier regierte

## 37.

Sommerlicher Staub lag auf der Göbenstraße; der Sprengwagen hatte ihn erst vor einer Stunde gelöscht, und doch war er schon wieder da, immer neuer, golddurchflimmert, sonnenwarmer, flüchtiger Sommerstaub, den ein lauer Wind, lautlos sächelnd, über Dächer und Häuser und Pflaster und Trottoir hinwegweht.

Unten im Keller war's langjähriger Staub, Staub von vielen Wintern und Sommern, der schwer wie Asche aufflog, als man die Möbel rückte, den hatte nie ein Sonnenstrahl beleuchtet, nie ein freier Luftzug aufgeblasen.

Der Mann, der Artur beim Ausräumen half, schimpfte; er mußte prusten und niesen, als hätte er eine Brise genommen. Sie wurden beide ganz schwarz im Gesicht und konnten kaum atmen und sehen.

Draußen auf der Straße hielt ein Wagen, mit einem magren Gälchen bespannt; solch eine Fuhrer gab's doch immerhin noch voll, obgleich die besten Stücke des Haushalts fehlten. Mine war beim Aufladen; ein ganzer Schwarm Kinder umringte das Fuhrwerk, und auch Erwachsene, Weiber mit Kleinen auf dem Arm und alte Männer mit krummen Rücken, standen in einiger Entfernung auf dem Trottoir und gafften.

Reschkes, die über fünfundsanzig Jahre hier im Keller gewohnt hatten, Reschkes zogen! Nein, so was! In letzter Zeit hatte man die Reschkes ganz vergessen gehabt, nun erregten sie noch einmal das allgemeine Interesse.

Daß die Leute so zurückgegangen waren! Mandch einer, der da gaffte, wußte sich noch genau zu erinnern, wie „schneidig“ der jetzt so frechliche Reschke aus der Brautzeit geprüngt. Und manch eine tätschelte davon, wie sie, die Reschke, geprangt hatte in schwarzer Seide und im Orangeblütenkranz; einen Strauß hatte sie gehabt, so groß wie ein Wagenrad.

Die hatten sich eben zu nobel gemacht, — ja, ja, das kommt davon!

Die paar Sachen, die da aufgeladen wurden, wurden von forschenden Blicken durchbohrt.

Mine kummerte sich nicht um die Gaffer. Mit Eifer war sie bei der Arbeit; voller Geschäftigkeit rannte sie ab und zu, faßte mit an, hob und trug schwer auf ihren starken Armen und rief ihrem Manne mit heller Stimme zu: „Stell das dahin“ und: „Nu das hierhin!“ Ein hohes Rot ließ ihre Wangen runder erscheinen, übergieß ihr ganzes Gesicht mit einem Schimmer von Jugend.

So leichten Herzens hatte sie noch nie aufgepackt. Vor ihren Blicken stand fortwährend das schöne, funkelnagelneue Haus am Ende der Neuen Winterfeldtstraße, wo sie nun wohnen durften. Freilich, vorläufig erst auf Probe, sie sollten erst ausweisen, ob sie der Baugesellschaft, die unten die großen Bureaus hatte, die Reinigung zu Dank machten, ob sie den Anforderungen gewachsen waren, die man an den Portier stellt.

Ach ja, sie würden schon! Eine Welt von Hoffnungen schwellte Mines Brust. Das war ja so ganz was für Artur! Dazu langten auch seine Kräfte, im Haus umherzugehen und Treppen und Gänge, und dann Hof und Trottoir zu über-

wachen. „Sollste mal sehn,“ hatte er zu seiner Frau gesagt und war dabei um einen Kopf gewachsen, „wie ich mich mit die Mieter stellen wer, „streng aber gerecht!“ Und die beiden Alten konnten abwechselnd vorn in der Portierloge sitzen und ausdrücken; Fridchen verstand das auch schon. Und Mine würde ein und die andere Waschstelle beibehalten; vielleicht fand sich auch noch eine Aufwartung im Hause dazu, oder die Herren aus dem Bureau gaben ihr Wäsche zu waschen. —

In Mines Herzen waren Hoffnungen aufgewacht. Ueber Nacht waren sie gekommen, wie ein erlösender, erquickender Regen übers Land nach langer, banger Dürre: der verkümmerte, hungrige Acker grünt neu, schon spritzen Blumen auf und wollen blühen. —

Vor vier Wochen war's gewesen, als sie in tiefster Bekümmernis über die Potsdamer Straße schlich. Matt war sie an der Mauer des Botanischen Gartens entlang geschlort. In dem Topf, den sie unterm Tuch hielt, hatte sie sich Kaffeegrund aus dem großen Restaurant geholt, vor dessen Hintertür sich alltäglich gegen Abend arme Weiber, gleich ihr, einfanden, und blasse, magre Kinder, um in Körben und Töpfen und Taschen allerlei Ueberbleibsel heimzutragen.

An der Mutter Rod hing Fridchen und weinte; im Gewühl der sich zu vorderst Drängenden war das kleine Ding getreten und gestochen worden. „Wart nur bis zu Haus,“ tröstete Mine das Kind, „da koch ich uns Kaffee!“

Aber sie beeilte sich dennoch nicht, ihr grauste vor dem dunklen Keller.

Da saß der alte Vater, hielt den Kopf mit beiden Händen und stierte vor sich hin, immer auf einen Fleck,

(Schluß folgt.)

## Die Entstehung der Pasquille und politischen Spottlieder.

Spottlieder, in denen das politisch erregte Gemüt seinem Spott und Hohn, seiner Verachtung dem Gegner gegenüber Luft macht, waren schon dem frühen germanischen Mittelalter bekannt; schon Karl der Große ließ ein ausdrückliches Verbot gegen solche Satiren auf seine Person ergehen. Der Klerus besonders diente in seiner das Volk brandschlagenden Kirchenpolitik und in seiner mit der offiziellen Moral so unvereinbaren sittlichen Ausartung schon in früher Zeit als Gegenstand des Spottes und der Satire; gegen ihn ist eins der ältesten Spottlieder aus dem dreizehnten Jahrhundert, abwechselnd aus deutschen und lateinischen Versen bestehend, gerichtet. Und ein anderes berühmtes Schmähsied züchtigt in mehreren Versen den Papst Johann XXIII. wegen seines deutschfeindlichen Verhaltens auf dem Konzil zu Konstanz (1414—1418). Es ist natürlich, daß im Zeitalter der Reformation, wo der Gegensatz gegen den Papst und den Klerus zu offenem Ausdruck kam und wo sich ein neuer, auf neue wirtschaftliche Grundlagen gestützter Kulturkreis von dem alten feudalen, mittelalterlichen, klerikalen Kulturkreise abzusondern begann, also in einer Zeit, wo alle politischen Leidenschaften wachgerufen waren, auch das politische Spottlied eine große Rolle spielte. In dieser Zeit entstand auch der Name, der noch heute eine besondere Abart des politischen Spottliedes bezeichnet, der Name Pasquill.

Die Bezeichnung entstand in Rom, wo ums Jahr 1500 ein schuldiger Pasquino lebte, der sich durch witzige Einfälle und launige, oft heisende Spöttereien so allgemein bekannt machte, daß jeder, der sich an Spott und Satire über die Ereignisse und Ereignisseiten der Stadt, an launigen Carlasmen über die vornehme Welt und über die Großen Roms erlustigen wollte, in des Schusters Werkstatt eilte. Der Zufall machte seinen Namen unsterblich; denn bald nach seinem Tode wurde nahe seiner Wohnung eine schön gearbeitete, aber verstümmelte Marmorbildsäule ausgegraben und auf dem Campoflore aufgestellt. An ihr sammelte sich bald der Witz und die satirische Laune der ganzen Stadt; sie bildete gleichsam den wieder ausgelebten schuldigen Pasquino und erbeute auch dessen Namen, denn so oft ein witziger Kopf der Stadt über irgend ein Ereignis des Tages einen glücklichen Einfall hatte, wurde dieser auf einen mit „Pasquino“ unterzeichneten Zettel geschrieben und an die Bildsäule gefestigt. Dieser Statue gegenüber stand eine andere, ebenso verstümmelte. Sie reizte das Volksgemüt zu weiteren Spöttereien, indem man nämlich an sie kleine, das politische Leben betreffende Fragezettel heftete, die dann an der alten Pasquino-Säule am nächsten Tage beantwortet wurden! Viele dieser Marforio (so hieß man die andere Säule) und Pasquino-Verse sind uns aufbewahrt, und sie bilden ein lebendiges Zeugnis vom mittelalterlichen und reformatorischen Volksgeist. Natürlich sind es nicht immer die besten Verse, aber der Kern des Gedankens

ist fast immer wertvoll. Zuweilen sind es auch Profastide, in einigen Fällen sogar Dialoge.

Was nun den Inhalt der Pasquille anbetrifft, so sind sie ursprünglich, launisch, witzig, satirisch, heißend, sarkastisch. Ihre Tendenz geht zunächst darauf hin, irgend eine Lächerlichkeit, eine Schwäche, einen Makel oder Fehltritt einer Person — besonders natürlich aus der herrschenden Klasse — oder auch etwas an Ereignissen respektive Personen Frappantes und Anstößiges aufzudecken und unter das Volk zu bringen. Später jedoch verliert sich sein launiger Charakter mehr und mehr, das Pasquill wird ernster in seiner Haltung, und bald ist sein Hauptzweck nicht mehr, witzig zu unterhalten, sondern: die politischen Zustände der Zeit in sittlichem Ernste, wenn auch mit heizender Satire zu geißeln. Viele dieser Pasquille hatten einen frömmelnden Nebengeschmack. Wir geben als Probe den Anfang eines Pasquills aus dem Jahre 1537, das sich gegen Rom wendet und in dem der Verfasser (natürlich unter dem Namen „Pasquill“) sich als aus Italien vertrieben hinstellt:

Is't nicht ein Wunderding, wohl an!  
Daß Wahrheit nirgend bleiben kann?  
Wer Wahrheit sagt, hat nichts davon  
Als Reid und Haß, das ist sein Lohn.  
Drum laget auch der gut Pasquill,  
Die Wahrheit bringt ihm Ungunst viel.  
Dieweil er hat die Wahrheit gesagt,  
Hat ihn der Pappst von Rom gejagt.  
Weil entdedt der Romarinten  
Sünd, Schand, Schalltheit und Vubenlisten,  
Haben sie ihn nicht wollen leiden,  
Sondern das Land heißen vermeiden.  
Drum kommt er nun getraubt einher  
Und bringt Dir, Deutschland, neue Mär.  
Bei Dir sucht er sein Zuberficht,  
Weiß, daß Du strafest die Wahrheit nicht,  
Bist Du nun klug, so nimm ihn an,  
Glaub alles, was er sagen kann.  
Was Pappst, Kardinal und römische Rott'  
Im Sinne haben, das walte Gott.

Hoffentlich ist es diesem guten Pasquill damals besser gegangen als heute, wo der europäische Jünger der Freiheit um Deutschland einen großen Bogen macht.

Schon seit 1524 gab es ein strenges Verbot aller Schmähe und Spottschriften, deren Verfasser — wie gesagt — meist unbekannt sind. Gerade auf ihrer Anonymität beruhte ja ein großer Teil ihres Reizes. Zuweilen haben sie ihren Namen auch durch merkwürdige Buchstabenverstellungen zu verbergen gewußt — was ja auch die unbekanntem Dichter von Volksliedern öfters taten. In einem Pasquill anlässlich des Kriegsausbruchs von 1546 z. B. heißt: „Gründliche Ursach der jetzt schwebenden Kriegsleuff“, vermögen wir durch Zusammenstellung der Anfangsbuchstaben der letzten 21 Verse den Verfasser als Johann Schradin von Neutlingen zu entziffern. Manche Verfasser nannten sich auch offen zum Schluß. z. B.:

„Daß dies geschehe, wünscht zu Hand  
Hans Gnista, Prediger in Gotthland“ —

eine Art des Schlußes, die wir ja auch aus den gleichzeitigen Fastnachtsspielen des Nürnberger Schuhmachers Hans Sachs kennen.

Wir versuchen nun, aus der Fülle der vielen Pasquillen-Sammlungen einige herauszugreifen, die für die Art des Spottes und den Gegenstand, auf den er sich richtete, charakteristisch sind.

Hauptangriffsgegenstand war, wie schon erwähnt, die Kirche. Ihr gegenüber bediente man sich sehr oft der Parodie, sei es von Gebeten, Bibelversen, Glaubensbekenntnissen usw. So parodiert z. B. folgendes Pasquill das noch heute gehandhabte Glaubensbekenntnis. Der Verfasser ist Protestant. Daher wird außer dem Pappst auch dem Herzog Heinrich von Braunschweig und dem Erzbischof von Mainz übel mitgespielt. Das Pasquill lautet:

„Ich glaube, daß der Pappst ein Vater, Förderer und Verteidiger aller Lügen und Bosheit sei und daß Heinz von Braunschweig sein einiger Sohn sei, der empfangen ist vom bösen Geist, gelitten unter dem Kurfürsten von Sachsen, gemartert und geplagt und verjagt, in der dritten Nacht abgeritten von Wolfenbüttel, aufgeföhren gen Rom, sitzend zur rechten Hand seines Vaters, des Pappstes, von dannen er kommen wird mit Mordbrennerei, Verräterei und aller Untreu und Vüberei, zu richten alle, die wider seinen Willen getan. Ich glaube, daß der Bischof von Mainz der leibhaftige Teufel sei, der da schwöret und wehret, daß die Kirche nicht durch die Bibel erlöst werde. Ich glaube, daß der Pappst, Heinz und der von Mainz drei Personen, aber ein einziges gottloses Wesen seien, die doch nicht glauben an Auferstehung des Fleisches und von Wolfenbüttel ein ewiges Anwesen dajelbst und nach diesem Leben in eine Wadesstube, da macht man's kalt und warm, wie es Einer haben will. Amen.“

Diese Parodie war im Anfang des 16. Jahrhunderts über ganz Deutschland verbreitet und hat sicherlich mehr Köpfe erleuchtet, als es manch' dicker theologischer Wälzer vermochte. Auf ähnliche Weise wurden auch Gebete parodiert. Das katholische Benedictio (Aller Augen warten auf Dich, Herr usw.) z. B. erfreute sich folgender Form:

„Aller Raben Augen warten auf Dich, Pappst, daß Du ihnen Speise werdest in kurzer Zeit. Du thußt Deine milde Hand auf

und stiehest alles, was Dir wohlgefällt. Der Galgen ist Dein Reich. Dazu das Rad in Ewigkeit. Amen.“

Eine ganze Anzahl von deutschen Pasquillen sind auf die Unterschleife hin verfertigt worden, die der Pappst beim Bau der Peterskirche sich zu schulden kommen ließ. Mit Entrüstung wird geschildert, wie das „unnähige Geld, an dem der Armen Blut und Schweiß klebt“, nur dazu gesammelt sei, um dem Pappste Privatpaläste zu bauen und politische Freunde zu kaufen, mit welcher List das „all-einfältigste Wöllein hinter den Bergen“ (das sind die Deutschen) von Rom ausgebeutet werde und wie in der Nacht die päpstlichen Steinmehzen das, was sie am Tage an der Peterskirche gearbeitet, heimlich in die Paläste der Medici fortzuschaffen.

Indem wir die Unmenge von Spottliedern übergehen, die das sogenannte Augsburgische Interim, der zwischen Kaiser und Protestanten geschlossene faule Frieden, zeitigte, wenden wir uns gleich zu denjenigen Pasquillen, die den Kaiser Karl V. und seine Stellung zur Religionsfreiheit angreifen. Das interessanteste von ihnen ist das des schon oben erwähnten Johann Schradin von Neutlingen. Dieses war herborgerufen durch ein merkwürdiges Ereignis, das in den vierziger Jahren des 16. Jahrhunderts ganz Deutschland aufregte: Auf dem Kyffhäuser war ein weißbärtiger alter Schwärmer aufgegriffen, der tolle Reden hielt und sich für den wiedererstandenen Kaiser Barbarossa ausgab. Er wurde zwar festgenommen und als ein wahnsinniger Schneider aus Langensalza ermittelt, aber in jener politisch und religiös so erregten Zeit war der Eindruck ein ganz gewaltiger. In dieses Ereignis — das übrigens den Kern für die Barbarossa-Sage abgegeben hat, die jetzt noch in unserem Geschichtsunterricht herumspukt — knüpfte nun der Pasquillendichter von Neutlingen an. Er führt uns im Traum in eine Höhle, wo Ariobist, der alte Germanenhäuptling, Hermann der Cherusker, Georg von Frundsberg, der Landsknechtsführer, und Friedrich Barbarossa mit dem Dichter eine Unterredung über die Frage halten, ob ein Volk das Recht zur Revolution habe! Diese Frage wurde bekanntlich zu allen Zeiten von den Philosophen heftig umstritten. Der Pasquillendichter stellt sich auf die Seite der Volksvertreter:

„Wie kann der Euer Kaiser sein,  
Der sich absondert von Euren Leibe?  
Daß er Euch von der Freiheit treib,  
Handelt wider sein Amt und Stand,  
Werderbet selbst das Waterland,  
Zwingt Euch unter fremde Tyrannei?  
Meinst Du, daß es ein Aufruhr sei,  
Wenn man nicht alles überficht (= überfieht)  
Was jener unbillig anridht?  
Denn er ist nicht unser Hals herr!“

Wenn man dann weiter liest, mit welchen Worten er des Kaisers göttliche Majestät belegt, so kann man sich nicht wundern, wenn dieser gegen alle Pasquillenverfasser Wut und Rache schob.

„In Summa frag ich wahrlich das:  
Der Kaiser ist ein Lasterfah,  
Gottes und des Teufels Knecht,  
Berachtet göttlich und menschlich Recht,  
In Summa: Keine Sünd ist so verdammt,  
Die er nicht treibet unverschamt.“

Viele dieser Gedichte waren übrigens mit Holzschnitten versehen, manche auch zu singen, wie z. B. das folgende gegen Kaiser Karl:

„Es geht ein Buzemann im Reich herum  
Didum, Didum.  
Der Kaiser schlägt die Trumm, die Trumm (Trommel)  
Didum, Didum.  
Mit Händen und mit Füßen,  
Mit Sabeln und mit Spießen!  
Didum, Didum.“

Außer Kaiser und Kirche waren es natürlich alle Einrichtungen des Reiches, alle Stände und Fürsten, die dem Pasquillendichter herhalten mußten. So haben wir z. B. aus dem Jahre 1542 eine Sammlung, in der kritisch und sarkastisch unter Verwendung von Bibelwörtern das ganze Deutsche Reich durchgehöhelt wird. Da heißt es z. B. vom

Kammergericht.

Auf Moses' Stuhl sitzen die Schriftgelehrten und Pharisäer; alles, was sie auch sagen, daß ihr halten sollt, das haltet und tut, aber nach ihren Werken sollt ihr nicht tun.

Was dieser Dichter durch die Blume sagt, das spricht ein anderer offen und scharf aus. Er glaubt, daß in der Verbindung des Adels mit den Städten gegenüber dem immer brutaler werdenden Fürstentum (man wird sich erinnern, daß Lassalles Sickingen-Tragödie diese Verbindung zum Problem hat und wie seine brieflichen Debatten mit Marx über dieses Thema ein so helles Licht verbreiten) das politische Heil liege. Darum fordert er die Städte zu einem gemeinsamen Vorgehen gegen das Fürstentum auf:

„Sie halten Brief und Siegel kein,  
Ihr Ja ist gleich und auch ihr Nein.  
Kein Glaub, kein Treu ist bei ihn'n mehr,  
Sie ächten weder Gott noch Ehr.  
Allein auf ihren Ruß sie gahn,  
Kein's Ernst's sich sonst nit nehmen an,  
Sie pflegen nur der Prasserei

Und wohnen nur Bancketen bei.  
Da wird verzehret der Armen Gut,  
Ob denen schon nicht wohl zu Mut;  
Denn was der Arme schaffen mag,  
Wird all verschlemmt auf einen Tag.

Wir haben uns vorgefetzt, nur von dieser Periode der deutschen Geschichte, in der das Pasquill zum erstenmal eine größere Rolle im politischen Volksleben spielte, zu reden. Die zweite Periode war die der französischen Revolution, die dritte die der 48er Jahre. Obnehin wird schon mancher hier und da an solche uns aus diesen Jahren bekannte Pasquille erinnert werden sein, vornehmlich an Heinrich Heines politische Pasquille, die schroff und groß in die Weltliteratur hineinragen.

## Amundsens neue Polarfahrt.

Die Vorbereitungen für die bevorstehende fünf- bis sieben-jährige Polarfahrt unter Kapitän Roald Amundsens Leitung neigen allmählich ihrem Abschlusse zu. Die norwegische Regierung hat auf Antrag der zuständigen wissenschaftlichen und maritimen Organe der Expedition die Erlaubnis erteilt, das berühmte Polarschiff „Fram“, das sich zurzeit im staatlichen Gewahrsam befindet, für die kommende Eismeerexpedition in Dienst zu stellen. Eine vor kurzem veranstaltete Besichtigung des Fahrzeuges auf der Hortener Kriegswerft hatte ergeben, daß die seinerzeit nach Petroskoff Nansens Vorschritt erbaute Bark trotz ihrer dreimaligen Inanspruchnahme für größere Eismeerfahrten sich noch in völlig gebrauchsfähigem Zustande befindet und den voraussichtlich alle früheren Kraftproben übersteigenden Strapazen der Amundsenschen Dauerfahrt durch das Zirkumpolarbecken in jeder Hinsicht gewachsen sein dürfte.

Die Ausrüstung der Expedition, die ursprünglich nur aus norwegischen Mitteln bestritten und mit ausschließlich norwegischer Besatzung vom Stapel gehen sollte, ist gleichfalls nahezu beendet und zeichnet sich durch gewissenhafte Verwendung aller modernen Errungenschaften auf wissenschaftlichem und technischem Felde aus. Das Expeditionsschiff erhält unter anderem einen weitverzweigten Kraftbetrieb, der einerseits eine wesentliche Steigerung der Fahrgehwindigkeit (von 5 auf 8 Knoten) gestattet, zum anderen eine gleichmäßigere Durchwärmung und Beleuchtung ermöglicht. Die seinerzeit von Nordenfjöld und Nansen benutzte Tranbeleuchtung während der monatelangen Polarnacht dürfte damit ein für allemal auf den Ausßerbetrieb gesetzt worden sein, wenigstens solange sich die Besatzung im unmittelbaren Bereiche des Schiffes befindet. Als Wärme- und Krafterzeuger wird Naphta resp. Petroleum verwendet werden; zu diesem Zwecke sind an beiden Längsseiten des Schiffes große Tankräume eingerichtet, die 150 Tonnen Petroleum aufzunehmen vermögen. Unter den wissenschaftlichen Hilfsmitteln steht das physikalisch-astrophysikalische Observatorium an erster Stelle, dessen Einrichtung von dem Carnegie-Institut bestritten worden ist. Die moderne Flugtechnik wird durch eine Anzahl Transportdrachen vertreten sein, deren Tragkraft für die Beförderung eines erwachsenen Menschen ausreicht. Auf den anfänglich geplanten Kesselballon mußte verzichtet werden, weil es sich herausstellte, daß die Beschaffung eines solchen die finanziellen Mittel der Expedition allzu stark belastet haben würde. Auch die Mitnahme eines Apparates für Funkentelegraphie wird unterbleiben, weil Amundsen der Ansicht ist, daß es für das Wohlbefinden der Expedition am ersprießlichsten sein wird, wenn die Besatzung während der vorgesehenen Fahrtdauer in völliger Abgeschlossenheit lebt, insbesondere also durch keine ungünstigen Nachrichten aus der Heimat beunruhigt werden kann. Was die Besatzung betrifft, so sind für die hauptsächlich in Betracht kommenden Plätze des nautischen Dienstes durchgehends erfahrene und tüchtige Eismeerloten und Fangschiffer verpflichtet worden. Unter den wissenschaftlichen Teilnehmern bereite die Wahl eines ärztlichen Begleiters einige Schwierigkeiten. Unter den vorliegenden norwegischen Gesuchen schien kein einziges zweekdienlich, und es wurde schließlich beschlossen, das Angebot eines bekannten amerikanischen Polarlenkers, Mr. Harry Edmonds, anzunehmen. Edmonds ist von Hause aus Mediziner, hat aber seinen ärztlichen Beruf bereits vor acht Jahren aufgegeben, um die Leitung der magnetischen Beobachtungsstation von Lipka auf Alaska zu übernehmen.

Große Fürsorge hat der Expeditionsleiter, wie sich versteht, auf die Lösung der wichtigen Proviantfrage verwendet. Um ständig frisches Fleisch an Bord zu haben, wird eine Anzahl kanadischer Zuchtschweine mitgeführt werden, die nach allen Regeln der landwirtschaftlichen Praxis an Bord Verpflegung finden sollen. Die in regelmäßigen Zwischenräumen zu erwartende Nachkommenschaft der Vorstentiere wird kunstgerecht aufgezogen und je nach Bedarf geschlachtet. Da die aus dem nördlichen Kanada stammenden Zuchttiere nach Amundsens früheren Erfahrungen über große Widerstandsfähigkeit gegen Kälte verfügen, dürfte der originelle Zuchtversuch mit keinen unüberwindlichen Schwierigkeiten zu rechnen haben. Einen wichtigen Bestandteil in der Verpflegung bildet natürlich auch die Erbeutung arktischen Wildes;

Amundsen rechnet indessen damit, daß diese Probiantquelle nur zu Beginn und am Ende der Fahrt zunütze gemacht werden kann, da es nach Nansens Beobachtungen als feststehend geltend darf, daß über den Bereich des 84. Breitengrades hinaus kein Tierleben mehr anzutreffen ist.

Ueber die Fahrtroute ist bereits alles Wesentliche bekannt. Die „Fram“ verläßt Ende Dezember die nordische Heimat, um sich auf dem Umweg über Kap Horn nach San Franzisko zu begeben, wo der letzte Teil der auf dem Landwege nach dort übergeführten Probiantausrüstung an Bord genommen wird. Nordwärts steuernd erreicht die „Fram“ zunächst Kap Barrow, wo die letzte Verbindung mit der Außenwelt hergestellt wird. Nach Durchquerung des Behringmeeres geht es alsdann in nordwestlicher Richtung weiter, wobei es der großen Golfströmung des arktischen Weltmeeres überlassen bleibt, den Kurs des rings von Eismafen umfarteten Fahrzeuges für die Dauer der nächsten vier bis fünf, vielleicht auch sechs Jahre zu bestimmen — bis es an der Zeit ist, den Kiel heimwärts zu wenden. . . . .

Dr. Siggo Roe (Kriistiana).

## Kleines feuilleton.

### Sprachwissenschaftliches.

„Das sind böhmische Dörfer“, das kommt mir spanisch vor“. Der Versuch, den Ausdruck „böhmische Dörfer“, der bekanntlich Fremdes und daher Unbekanntes bezeichnet, auf die Tatsache zurückzuführen, daß im Laufe des Dreißigjährigen Krieges viele böhmische Dörfer verschwanden, so daß man häufig wieder ihre Stätte noch ihren Namen mehr kannte, wird dadurch hinfällig, daß uns die Redensart bereits lange vor dem unheilvollen Kriege begegnet. Schon in Rollenhagens „Froschmäuseler“ vom Jahre 1595 findet man die Worte:

Ich sagt ihm, das bei meinen ehren  
Mir das behmische Dörfer weren.

Die einzig richtige Ableitung hat von der schweren Les- und Sprechbarkeit der slavischen Ortsnamen Böhmen ausgehen, die unseren Vorfahren als etwas durchaus Fremdes entgegengetreten. Danach bezeichneten sie dann im allgemeinen solche Dinge, die ihnen fremd und unverständlich waren, als böhmische Dörfer. Die ursprüngliche Beziehung des Ausdrucks auf die Sprache bezugen denn auch in der Tat zahlreiche Stellen, so in Grimmselhäusers „Simplizissimus“: „Es waren mir nur Böhmisches Dörfer, und alles eine ganz unverständliche Sprache;“ so im Philander von Sittewalt: „Die Sprache verstand ich nicht, es waren mir eitel Böhmisches Dörfer;“ und bei Henisch: „Red, das ich verstehe, ich kan nit böhmisch.“ — Ähnliche Bedeutung hat „das kommt mir spanisch vor“ und das französische c'est du grec (das ist griechisch für mich), d. h.: das sind mir unbekannte Dinge.

### Medizinisches.

Die gesundheitschädliche Wirkung der drahtlosen Telegraphie. Es ist ein durch sehr viele Beispiele belegter Satz, daß technische Fortschritte, die der Mensch macht, häufig von irgendwelchen Nachteilen begleitet sind. Auf dem weiten Gebiete der Industrie ist diese Tatsache durchaus bekannt, denn von ihr sprechen unzählige Gewerbetrankheiten, die sich durch die Erfindung herausgestellt und dann ganz besondere Forschungen und Maßnahmen zu ihrer Bekämpfung notwendig gemacht haben. Auch technische Fortschritte, die nicht so ohne weiteres in die Industrie übergehen, pflegen ähnliche Folgen zu haben. Man kann schon jetzt mit Sicherheit voraussehen, daß die Popularisierung der Luftschiffahrt zu irgendeiner Art von „Bailonitis“ oder „Aeroplanitis“ führen wird, d. h. einer Krankheit, die von dem Aufenthalt des Menschen in den höheren Luftschichten bedingt ist und erst dann eigentlich hervortreten dürfte, wenn eine große Zahl von Menschen durch den technischen Fortschritt solchen neuen und ungewohnten Bedingungen unterworfen wird. Ist dies noch ein Bild der Zukunft, so gehören die Krankheitsercheinungen, die von der drahtlosen Telegraphie verurteilt werden, bereits der Gegenwart an. Dr. Bellie, ein Schiffsarzt an Bord des französischen Kanfers „Descartes“, der bei dem letzten Feldzug in Marokko beteiligt war, weiß ein Lied davon zu singen. Bei den Mannschaften, die bei der Bedienung des Apparats für drahtlose Telegraphie beteiligt waren, stellten sich nämlich verschiedene merkwürdige Krankheitserscheinungen heraus, die nur auf die Wirkung der elektrischen Wellen zurückgeführt werden konnten. Meist klagten sie über ihre Augen, an denen eine leichte Bindehautentzündung erkennbar war, wie sie bei Arbeitern vorkommt, die viel mit elektrischen Vogenlampen zu tun haben. In der Regel waren diese Anfälle geringfügig, doch stellte sich in einem Falle nach und nach eine Hornhautentzündung mit weiteren Folgen und mit erheblicher Einbuße an Sehkraft ein. Daraufhin wurde angeordnet, daß die Mannschaften bei diesem Dienst gelbe oder orangefarbene Gläser zum Schutz tragen mußten. Außerdem traten Fälle von Hautausschlag auf, die sehr schwer zu heilen waren und wohl auf dieselbe Ursache zurückgeführt werden mußten. Außerdem war noch ein Fall von schmerzhafter Störung der Herz-tätigkeit zu verzeichnen.